

Zeitschrift: Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für das Gehörlosenwesen
Band: 89 (1995)
Heft: 9

Rubrik: Kurzgeschichte : Ein lautloser Sommertag

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein lautloser Sommertag

Stephanie Aeby

Gerade als ich es mir mit einer Tasse Kaffee und der Tageszeitung am Küchentisch gemütlich machen will, schaltet sich die Blinkanlage für mein Schreibtelefon ein. «Was ist denn los?» hämmere ich unhöflich in die Tasten. Morgens um acht werde ich ungern gestört; das darf die anrufende Person ruhig merken.

«Guten Morgen, liebste Daniela, hier ist Therese», kommt es liebenswürdig zurück. O Gott. Mutter Theresa, meine Schwägerin. Und das vor der ersten Tasse Kaffee. Da hätte ich mir den Zucker sparen können. Bei Thereses honigsüsem Gesäusle hätte es gereicht, die Tasse drei Zeilen lang unter das Schreibtelefon zu halten, und die Süßkraft von vier Stück Würfelzucker hineintropfen zu lassen. Andererseits kann ich sie so wenigstens verstehen. Wenn meine Schwägerin nämlich versucht, mir von Angesicht zu Angesicht etwas mitzuteilen, verstehe ich meist kein Wort. Das kommt daher, dass sie ein barmherziges Dauerlächeln aufsetzt, wenn sie mit mir armem gehörlosen Anverwandten spricht. Versuchen Sie einmal von Lippen abzulesen, die durch ein breites Lächeln verzogen sind! Ebenso gut könnte sie sich eine dieser Bankräuber-Mützen übers Gesicht stülpen.

«Ich hoffe, dass ich Dich nicht geweckt habe, Liebes» reisst mich Thereses Geschreibsel aus meinen Gedanken. Was soll das nun wieder heissen? Etwa, dass sie genau weiss, dass ich jeden Morgen

bis mindestens um neuen Uhr faul herumhänge, im Gegensatz zu ihr, die um diese Zeit bereits die Fenster geputzt und einen Berg Wäsche gebügelt hat?

«Keine Sorge. Ich war noch gar nicht im Bett. Habe die ganze Nacht mit Freunden durchgezecht.» Hehe, so früh am Morgen und schon so schlagfertig. Ich lehne mich auf dem Stuhl zurück, schlürfe genüsslich meinen Kaffee und warte auf ihre bekümmerte Antwort. Meine Schwägerin scheint heute aber andere Sorgen zu haben.

«Andreas hat gerade angerufen» (Andreas ist mein Bruder, der an der Reception eines piekfeinen Hotels in der Innenstadt arbeitet). Fünf Sprachen spricht er fliessend, der Gute, bloss mit der Gebärdensprache hapert's noch böse... «Die Gebärdengingen ja noch, Kleines, aber diese Grimassen... (er meint die zu den Gebärdengehörende Mimik, die jeweils eine grammatischen Struktur ausdrückt). ... Die sind so gar nicht dezent. Das sieht irgendwie, verzeih, beschränkt aus. Könnt ihr diese übertriebenen Gesichtsausdrücke nicht einfach weglassen? (Originalton meines Bruders zur Gebärdensprache. Alle Klammern geschlossen.

«Sie haben im Hotel einen Notfall, sozusagen», fährt meine Schwägerin fort. «Nina Vargas, die Opernsängerin, ist in eine ihrer Suiten eingezogen. Sie Rückenschmerzen und braucht eine Massage, aber Andreas konnte auf die Schnelle keinen Masseur auftreiben. Könntest Du bitte ausnahmsweise einspringen?»

Das fehlte gerade noch. Heute ist mein freier Tag und ich wollte mal wieder eine ausgedehnte Radtour unternehmen. Ausserdem bin ich Physiotherapeutin und Entspannungsmassagen mache ich keine mehr, seit ich eine feste Teilzeitstelle in einer Praxis habe. Andererseits dauert so eine Massage ja nicht ewig und das Hotel liegt sowieso auf meiner Route. Also stimme ich widerwillig zu, packe schnell die Sachen für meine Radtour zusammen und mache mich auf den Weg. An der Reception erwartet mich Irene mit einem herzlichen Lächeln. Irene ist der fleischgewordene Wunschtraum aller Gehörlosen. Wir sind nun seit mehr als fünf Jahren befreundet und ich bedaure es heute noch, dass mein trotteliger Bruder sie wegen Mutter Theresa aufgab. Ich hätte sonst eine Schwägerin bekommen, die die Gebärdensprache besser beherrscht als mein eigener Bruder! Ich kannte Irene kaum drei Wochen, als sie anfing, Gebärdensprache zu lernen. «Unter Freundinnen ist es wichtig, dass man sich wirklich versteht», hatte sie einfach gemeint. Ihre Gebärdensprache sind weich und schwungvoll: «Die Vargas wartet schon ungeduldig. Andreas hat einen Massagetisch in ihre Suite hinaufschaffen lassen.» Sie legt einen Arm um meine Schultern und begleitet mich zum Lift. «Zimmer 125. Hast Du ein Massagöl dabei?» Ich nicke und lächle ihr zu, bevor sich die Lifttür schliesst.

Nachdem ich geklopft habe, stehe ich eine Ewigkeit vor der verschlossenen Tür. Wahrscheinlich brüllt sich die Diva

unterdessen mit zig «Her-ein!!'s» die Lunge aus dem Hals, aber ich kann es mir nicht leisten, auf diese blosse Vermutung hin die Türe selbst zu öffnen. Dann stehe ich der Sängerin endlich gegenüber und blicke konzentriert in ihr entnervt wirkendes Gesicht. Ihre dunkelrot geschminkten Lippen machen kleine, zuckende Bewegungen. Ich verstehe kein Wort und bin nicht einmal sicher, ob sie überhaupt Deutsch spricht. Als sie sich abrupt umdreht und auf den schwarzen Massagetisch in der Mitte des Raumes zugeht, spreche ich sie an. «Ich bin gehörlos, Frau Vargas. Wenn Sie mir etwas mitteilen wollen, müssen Sie mir ins Gesicht schauen und langsam und deutlich sprechen, damit ich von Ihren Lippen ablesen kann.» Ich bin es gewöhnt, dass Hörende befremdet auf meine Stimme reagieren. Sie klingt monoton und undeutlich, weil ich sie selbst nicht hören kann. Diese Frau aber zuckt bei meinen ersten Worten zusammen, als hätte ich sie geschlagen. Bevor sie sich umdreht, bekreuzigt sie sich. Ich sehe es an der Bewegung ihrer Schulter und kann es ihr nicht einmal verdenken. Alle Künstler sind abergläubisch. Der Pianist hat Angst vor Kreissägen und Gicht und eine Sängerin wohl davor, ihr Gehör und ihre Stimme zu verlieren. Ich lächle ihr aufmunternd zu. Schliesslich bin ich der lebende Beweis, dass es sich auch ohne einen lupenreinen Koloratursopran ganz gut leben lässt. Die Vargas hat sich erstaunlich schnell wieder in der Gewalt und bedeutet mir mit weit ausholenden Gesten, wo ihre Schmerzen sitzen. Dann hievst sie ihre ausladenden Körperformen auf den Massagetisch, der unter ihrer Fülle gänzlich verschwindet. Ich mache mich an die Arbeit und bin nach zehn Minuten

schweissgebadet. An ihre Muskeln komme ich nicht so leicht heran. Es gilt zuerst Berge von Fett durchzukneten und zu verschieben. Sie spricht die ganze Zeit. Das machen fast alle meine Patienten. Ich spüre es an den Vibrationen, die von ihrem Rücken auf meine Hände übergehen. Sie wissen alle, dass ich vollkommen gehörlos bin und sprechen doch pausenlos. Ich glaube, ich bin so etwas wie ihre Klagemauer.

Nach einer halben Stunde bin ich fertig, im wahrsten Sinne des Wortes. Die Opernsängerin kritzelt auf einen Briefbogen des Hotels, dass ich mir das Geld an der Reception auszahlen lassen soll und steckt mir zum Abschied zwei rosa Zettel zu. «Für die Vorstellung von heute abend. Sie werden sehen, es ist auch ein Fest fürs Auge.»

Irene ist ganz begeistert, als ich ihr ein wenig unentschlossen die Eintrittskarten zeige. «Aber natürlich gehen wir zusammen heute abend hin. So ein Opernabend ist ein Erlebnis!» Auf meiner Radtour geniesse ich die körperliche Anstrengung. Ich schwitze und spüre den Wind und die Sonne auf meiner Haut. Später lehne ich mein Rad gegen einen Brunnen, kühle mir Gesicht und Hände und liege dann mit weit offenen Augen in einer blühenden Wiese. Die Musik hat mir nie gefehlt. Genauso wenig wie der Geschmack von gerösteten Heuschrecken. Ich kenne beides nicht. Warum soll man nicht auch ohne Musik ein erfülltes Leben führen können? Hörenden mangelt es an Fantasie.

Irene sieht wunderbar aus in ihrem moosgrünen Abendkleid. Vor dem Aufführungsbeginn plaudern wir im Foyer über anwesende Leute, die wir vom Sehen her kennen und freuen uns diebisch darüber, dass sie unsere manchmal spitz-

zen Kommentare nicht verstehen können, da wir uns in Gebärdensprache unterhalten. Von der Oper selbst bin ich masslos enttäuscht. Von wegen ein Fest für die Augen! Das in düsteren Farben gehaltene Bühnenbild erinnert an ein mittelalterliches Verlies. Fehlen blass noch kopfüberhängende Fledermäuse und ein paar Spinnweben in den Ecken. Die Sänger stehen unbeholfen herum oder bewegen sich steif und unnatürlich aufeinander zu oder voneinander weg und schielen dabei stets verstohlen auf den Dirigenten. Kein Wunder, dass die Vargas sich dabei die Nackenstarre holt und nachher Massagen braucht.

Die ärmlichen Kostüme passen ganz ausgezeichnet zum verlotterten Bühnenbild, da kann man nichts dagegen sagen, und manchmal belebt sich die Szene sogar unverhofft, wenn eine Sängerin theatralisch ihre Arme in die Luft wirft. Lippenablesen ist unmöglich. Einerseits wird auf italienisch gesungen und andererseits sind die Sänger entweder zu weit entfernt oder wenden dem Publikum das Profil zu.

Die Musik sei sehr schön und sehr traurig gewesen, meint Irene nach der Vorstellung. Ich glaube ihr gerne und bin froh darüber, weil sie doch eigentlich wegen mir in die Oper gekommen ist. Um den schönen Sommerabend gemeinsam ausklingen zu lassen, setzen wir uns in ein Strassencafé und bestellen ein Glas Wein. Um uns herum wird geplaudert und gelacht. Junge Leute, die sich nicht kennen, kommen spontan miteinander ins Gespräch. An unseren Tisch setzt sich niemand; hat sich in den achtundzwanzig Jahren, die ich lebe, nie jemand gesetzt, um eine Unterhaltung mit uns Gehörlosen anzufangen. Das fehlt mir.